

Leute, lasst es knacken

Michael Wagner, Department of Linguistics, McGill University, September 18 2021

Eine Replik auf Peter Eisenbergs Artikel „Unter dem Muff von hundert Jahren“, erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 8. Januar 2021.

A note in English: This is a reply to an article by Peter Eisenberg („Unter dem Muff von hundert Jahren“), which appeared in the Frankfurter Allgemeinen Zeitung on January 8 2021. In the article, Eisenberg argues that the German ‚gender gap‘ is meaningless, and that its pronunciation with a glottal stop violates basic principles of German grammar. The reply argues that contrary to Eisenberg's claims, the gender gap is in fact in tune with German grammar, and that its pronunciation, including the likely occurrence of a glottal stop, is a natural consequence of its underlying grammar.

The title of the reply („Leute lasst es knacken“) is colloquial, and roughly means ‚Get cracking.‘ But it evokes other meanings: The glottal stop, which plays a role in the article, is called ‚crack-sound‘ („Knacklaut“) in German. ‚Lass es knacken‘ could be understood as an encouragement to use a gender gap along with a glottal stop. But it can also be understood as an encouragement to allow others to do so.

The reply is written in the style of a newspaper article, and does not contain footnotes etc., as they would be expected if this was a contribution to an academic journal. I have recently presented the research mentioned in the article, that shows evidence for the proposed coordination analysis of the gender gap at a Psycholinguistics conference (AMLAP Paris, September 2021).

I submitted an earlier, much shorter version of this reply to the Frankfurter Allgemeine Zeitung (Sunday edition) on August 8 2021. They decided not to print it, but forwarded it to the daily section of the newspaper. I have not heard back yet. In the meantime, I have also submitted the reply to the ‚ZEIT‘. Maybe some day, someone will print it. It might be too long for a newspaper in its present form. In the meantime, I've posted it on lingbuzz, but full copyright remains with me as the author.

This research is part of a larger project on linguistic alternatives, including those introduced by asyndetic coordination. The project is not about gendering specifically, but gender gaps involve some of the same mechanisms that the project aims to understand better. The experiments on the gender gap from AMLAP have not yet been written up as a full research article. If you want to cite the Amlap presentation, you can find the 2-page abstract (which underwent peer review) and the slides from the conference (which have not undergone peer review) at a project page at an Open Science Initiative (<https://osf.io/wyrd5/>). You can cite the presentation as follows:

Wagner, Michael (2021). The syntax and prosody associated with German gender gaps. Short talk presented at the conference „Architectures and Mechanisms for Language Processing“ (AMLAP), Paris

If you would like to cite this reply, please cite it as follows:

Wagner, Michael (2021). Leute lasst es knacken! Eine Replik auf Peter Eisenbergs Artikel „Unter dem Muff von hundert Jahren“. Unpublished Ms. Available on lingbuzz.

Leute, lasst es knacken

In seinem Buch „Tiefe Gedanken“ schlägt der amerikanische Humorist Jack Handey vor, dass wir die Menschheit vielleicht besser verstehen können, wenn wir das Wort „mankind“ linguistisch analysieren. Es bestehe aus zwei Teilen: „mank“ und „ind“. Deren Bedeutung sei aber ein Rätsel. Und so sei es auch mit der Menschheit. Mit ähnlich abstrusen, aber leider ernst gemeinten Argumenten wird häufig in der Debatte um Gender-inklusive Sprache argumentiert.

So zog Peter Eisenberg zum Beispiel im Januar in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung gegen den Genderstern zu Felde mit dem Einwand, der habe ja gar überhaupt keine Bedeutung. Laut Eisenberg spricht man, wenn man von „Leser*innen“ spricht, eben doch nur immer nur von den weiblichen. Selbst dann, wenn man das Suffix „-innen“ mit einem sogenannten Knacklaut am Anfang ausspricht. Der Grund sei, dass das feminine Suffix „-in“ das Genus des Wortes eindeutig als feminin ausweist, woran die Mehrzahlbildung mit „-en“ nichts ändert. Wenn Eisenberg recht hat, ist die Idee, dass es in „Leser*Innen“ zu einer egalitären Erwähnung mehrerer Geschlechter kommt, reine Fiktion.

Und außerdem verstoße die intendierte Aussprache von solchen Formen mit einem sogenannten „Knacklaut“ gegen die Grundprinzipien der deutschen Sprache. Es dürfte also die Formulierung „Leser*innen“ mit Knacklaut vor dem Suffix eigentlich gar nicht geben.

Nun kann man aus verschiedenen Gründen für oder gegen die Verwendung genderinklusive Sprache, kurz „Gendern“, sein. Wie die deutsche Grammatik sich aber dazu verhält, ist selbst in der Linguistik umstritten. Die Genderfuge ist dabei besonders kontrovers, ob sie nun mit Genderstern, Binnen-I, als Gendergap mit Unterstrich, oder mit Doppelpunkt geschrieben wird. Und so knistert es derzeit auch in der deutschen Sprachwissenschaft, oder vielmehr knackt es dort.

Aus Forschersicht ist das wunderbare an der Sprache, dass wir so viel an ihr noch gar nicht recht verstehen. Nur so erklärt sich, dass auch die besten unter uns Sprachwissenschaftlern manchmal so krachend danebenliegen können wie Eisenberg mit seiner Analyse der Genderfuge. Ein genaueres Hinschauen zeigt nämlich, dass sie, auch in ihrer Aussprache mit Knacklaut, ganz und gar mit der Grammatik des Deutschen im Einklang steht.

Was knackt denn da?

Aber was ist eigentlich dieser mysteriöse Knacklaut, dem man als Normalbürger sonst noch nie begegnet ist, außer man hat sich an der Uni mal in eine Phonetikvorlesung verirrt? Er findet sich vor allem am Anfang von Wörtern die orthographisch eigentlich mit einem Vokal beginnen. Aber wieso schreiben wir ihn denn dann nicht einfach hin?

Es geht hier um einen Laut der in der Larynx entsteht, wenn wir die Stimmlippen kurz zusammenhalten, so dass sich der Luftstrom darunter anstaut, um sich dann explosionshaft wieder Platz zu verschaffen indem er die Stimmlippen geräuschvoll auseinanderwirft. Genauso entsteht auch ein Geräusch, wenn wir bei einem [p] den Luftfluss mit den Lippen kurz anstauen, bevor die Luft dann hörbar wieder durchbricht. Das [p] schreiben wir mit, den Knacklaut nicht, warum? Weil ihn wegzulassen nie zu einer neuen Wortbedeutung führt. Aus Paula wird ohne [p] eine Aula, aber eine Aula bleibt auch ohne Knacklaut eine Aula. Wir sind uns des Knacklautes nicht bewusst, weil er im Deutschen nur ein optionaler Nebeneffekt eines vokalischen Wortanfangs ist.

Die Feministin Luise Pusch, Pionierin der genderinklusive Sprache, behauptet nun von sich die Sprechweise der Genderfuge mit Knacklaut erfunden zu haben, und rät uns nun an, diese auch bitte zu benutzen. Ausgerechnet der Knacklaut, dieser uns doch so fremde Laut, den sollen wir nun bewusst einsetzen um Genderinklusivität zu vermitteln? Müssen wir jetzt erst mal alle zum Logopäden, um überhaupt richtig gendern zu können? Und hat Eisenberg recht, wenn er Pusch und Consort*innen entgegenhält, dass Suffixe wie „-in“ ja gar nicht mit Knacklaut beginnen können?

Die Genderfuge ist eine Kurzform der Koordination

Glücklicherweise liegen sowohl Pusch als auch Eisenberg daneben. Die Aussprache mit Knacklaut ist nämlich eine ganz und gar natürliche Konsequenz der Grammatik der Genderfuge. Sie braucht weder eine Erfinderin, noch bedarf ihre Verwendung unserer bewussten Kontrolle. Hinter der Genderfuge verbergen sich nämlich wunderbare und ganz und gar regelkonforme Mechanismen der deutschen Sprache, die der Koordination und der Ellipse, und die erklären auch ihre Aussprache.

Das ist aber gar nicht so einfach zu sehen. Bei Koordination denken wir zunächst an „und“ und „oder“, aber es gibt durchaus auch sogenannte asyndetische Koordinationen, solche in denen das Verbindungswort nicht ausgesprochen wird. So kann man zum Beispiel statt „liebe Leser und

Leserinnen“, oder „Liebe Leser oder Leserinnen“ einfach „Liebe Leser/Leserinnen“ sagen. Eine Genderfuge ist einfach eine weitere Verkürzung solch einer asyndetischen Koordination. Und dass lässt sich zeigen.

Die Koordination hat eine kuriose Eigenschaft, dass nämlich die koordinierten Elemente auch einzeln zu einem grammatischen Satz passen müssen. So kann man zum Beispiel nicht „Der Leser und Leserin“ oder „Die Leser und Leserin“ sagen, und zwar weil der Artikel mit beiden Konjunkten kompatibel sein muss. Im Plural sind die feminine und die maskuline Form des Artikels gleichlautend „die“, dort ergibt sich das Problem also nicht. Genau diesen Effekt spüren wir auch beim Genderstern. Wir haben das in meiner Forschung mit Online-Experimenten gezeigt: Muttersprachlerinnen des Deutschen finden Sätze wie „Die Lehrer*in hat eine schwere Aufgabe“ (gesprochen mit einer Pause vor dem Suffix) eher seltsam, die Pluralversion aber nicht: „Die Lehrer*innen haben eine schwere Aufgabe“. Auch wenn man den Artikel weglässt, gibt es kein Problem: „Lehrer*in zu sein ist schwer“.

Handreichungen zum Gendern empfehlen deshalb in solchen Fällen, entweder eine Genus-markierte Bezeichnung zu vermeiden oder beide Artikel mit Stern oder Querstrich zu verwenden („Der/Die Leser*in“). Das Unbehagen der Muttersprachler wäre vollkommen unerwartet, wenn Eisenberg recht hätte, und „Leser*in“ äquivalent wäre zum femininen Wort „Leserin.“ Es erschließt sich aber sofort, wenn wir „Die Leser*innen“ spontan als Sparform verstehen, als Anweisung uns daraus eine koordinierte Langform zusammenbasteln. Das zweite Konjunkt ist dabei von „Leserinnen“ auf „-innen“ verkürzt, weil der Wortstamm hier unausgesprochen bleiben kann, wenn auch nur wenn die Koordination asyndetisch ist. Das Suffix „-innen“ ist hier also, ganz für sich allein, ein eigenständiges Konjunkt.

Es knackt einfach

Wieso ist da aber ein Knacklaut in der Genderfuge? Und wieso bekommt das Suffix bei der Genderfuge seine eigene Betonung? Wie der Linguist Gert Booij bereits 1985 (und ganz unabhängig vom Gendern) beobachtet hat, weisen Konjunkte eine lautliche Regularität auf: Sie müssen ein gewisses phonologisches Gewicht haben, und mindestens von der Größe eines sogenannten phonologischen Wortes sein. Suffixe, die sich nicht zum phonologischen Wort machen lassen, sind deshalb auch nicht koordinierbar. So kann man zwar gesprochen „taktvoll/taktlos“ zu „taktvoll/-los“ verkürzen, nicht aber „schneller/schnellstens“ zu „schneller/-stens“. Ein Konjunkt muss phonologisch gesehen ein mögliches Wort sein. Das Suffix „-in“ hat dieses Potential, auch wenn es normalerweise in das prosodische Wort des Stammes integriert wird. Es kann somit Konjunkt sein, zumindest, wenn wir es mit einer eigenen Wortbetonung versehen.

Phonologische Wörter haben aber noch eine Eigenschaft, Sie haben es schon geahnt: Sie sind genau die Objekte, die wir oft (aber nicht immer) spontan mit einem initialen Knacklaut versehen, wenn sie denn mit einem Vokal beginnen. Der Knacklaut ist also nicht die Ursache für die Prosodie des Suffixes, wie Eisenberg behauptet, sondern die Prosodie der Koordinationsstruktur, in der das Suffix verwendet wird, ist umgekehrt die Ursache für den Knacklaut.

Die Partizipanten in unseren Experimenten sprechen die Genderfuge oft auch ohne Knacklaut aus, selbst wenn die Genderfuge klar durch Betonung und Pause zu hören ist. Der Knacklaut kann also gar nicht die Ursache für die Betonung sein. Manchmal duplizieren sie auch den Konsonanten am Ende des Wortstammes, und sagen dann zum Beispiel „die Leser-RIN“. Diese Aussprache hat der Linguist Anatol Stefanowitsch in einem Blogpost sogar empfohlen. Es bedarf aber gar keiner Empfehlung von uns Experten. Sie alle wissen bereits, wie man eine Koordination aussprechen kann, und haben

vielleicht ihre eigene Präferenz für die Aussprache der Genderfuge. Die eine, richtige Aussprache der Genderfuge gibt es nicht. Zumindest nicht aus grammatischer Sicht.

Linke und rechte Knacker

Die Betonung von Kurzformen mit Knacklaut ist dementsprechend auch nicht dem Gendern vorbehalten. Eine ganz andere Bedeutung vermittelt sich zum Beispiel mit dem folgenden Satz: „Heute findet hier ein Vortrag zum Islam(-ismus) statt.“ Diese Kurzform könnte man „Islam bzw. Islamismus“ aussprechen, es geht aber auch ohne „bzw.“ und mit nur einem „Islam“, wenn man nämlich zwischen „Islam“ und dem Suffix eine gefühlte Pause artikuliert. Und dann knackt es, auch dort, prompt.

Was vermittelt aber diese Kurzform und warum verwendet man sie? Fangen wir mit dem Wort „Islamismus“ an. Oft bleibt unklar wer oder was hier genau gemeint ist, einzig die negativen Konnotationen, die evoziert werden sollen, kann man leicht erraten: Fundamentalismus, Terrorismus, vielleicht noch Misogynie. Indem man der Bezeichnung einer Weltreligion, dem Islam, diesem vagen aber eindeutig negativ besetzten Term „Islamismus“ nebenstellt, suggeriert man, ob nun intendiert oder nicht, dass diese Begriffe kontextuell austauschbar sind. Das gleiche Mittel, dass im Falle des Genus die Gleichstellung von Mann und Frau vermittelt, wird hier benutzt, um den Islam auf eine Ebene mit dem Islamismus zu stellen, und somit auch die Religion in schlechtes Licht zu rücken. Das diese gleichstellende Wirkung der Koordination auch negativ sein kann fühlt man ganz deutlich, wenn man es einen selbst betrifft: Wie klänge es zum Beispiel, wenn jemand sagen würde „Ich kenne wenige Deutsche/Psychopathen“? Oder auch mit Verbindungswort „und“ oder „oder“: „Ich kenne wenige Deutsche oder Psychopathen“. So koordiniert fühlten wir uns berechtigterweise in unangenehmer Begleitung. In welchem Kontext wären denn Deutsche und Psychopathen hier relevante Alternativen?

Die Aussprache mit dem Knacklaut ist nicht das Produkt von Genderaktivismus. Der Knacklaut kümmert sich auch gar nicht um die gesellschaftlichen und politischen Implikationen der Genderfuge. Bei den Sparformen wird jeder, ob rechts oder links, ob jung oder alt, zum Knacker. Luise Pusch hat den Knacklaut nicht erfunden, wohl aber schon früh ganz richtig beobachtet, dass er bei der Genderfuge als natürlicher Effekt der zu Grunde liegenden Struktur zur Realisierung kommt. Den Termin beim Logopäden können wir also getrost wieder absagen. Um das Schicksal der Deutschen Sprache brauchen wir uns auch keine Sorgen zu machen. Beim Gendern geht es nicht um eine Veränderung der Grammatik, sondern des Sprachgebrauchs.

Wie viele Gender?

Wenn die Genderfuge also äquivalent zur Koordination von maskuliner und femininer Form ist, heißt das nicht, dass der Genderstern gar nicht dazu in der Lage ist, nicht-binäre Gendervielfalt mitzumeinen, wie oft gefordert wird? Ist der orthographische Genderstern insofern doch bedeutungslos, weil es grammatisch ja gar Entsprechung dieser Vielfalt gibt, wie auch Eisenberg argumentiert?

Auch hier schießt Eisenberg einen Bock. Die Orthographie hat nämlich ein ganz eigenes Leben, und sie ist nicht allein der Grammatik der gesprochenen Sprache verpflichtet. Vor dem Fehlschluss beide gleichzusetzen warnt auch Eisenbergs „Grundriss der Deutschen Grammatik“. Ein Beispiel dafür ist die Großschreibung von Anreden wie „Sie“ und „Du“ in Briefen, eine Konvention die keine grammatische Entsprechung hat. Es geht dabei einfach nur darum Respekt zu zeigen. Auch schreiben wir „Foto“ mit „F“ aber „Philosophie“ weiter mit „Ph“, hier werden aufgrund gewisser Werte bestimmte etymologische Zusammenhänge graphisch festgehalten und andere nicht. Mit Grammatik hat auch das nichts zu tun. Die Genderfuge vermittelt grammatisch zwar nur die maskuline und feminine Form der

Nominalphrase, aber dem orthographischen Genderstern können durchaus andere, nicht-grammatische Bedeutungen zuschreiben.

Was aber sind denn genau die gendertheoretischen Implikationen des Gendersterns? Muss ich da vielleicht jetzt doch erst mal noch ins postfeministische Proseminar um das alles zu verstehen? Eine weitere wunderbare Eigenschaft der Sprache ist, dass Bedeutung sich gar nicht so einfach festlegen lässt, auch nicht von noch so gut gemeinten Genderambitionen. Erst im Gebrauch der Genderfuge etabliert sich ihre Bedeutung. Wir überschätzen, wieviel es über uns aussagt, wenn wir den Genderstern benutzen, und unterschätzen dabei, wieviel es über ihn aussagt.

Auf feministischer Seite argumentiert Luise Pusch, dass man es beim Gendern für Mann und Frau belassen sollte, auch weil nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Bevölkerung sich selbst als weder weiblich noch männlich versteht. Vielleicht auch, weil sie die Errungenschaften des Feminismus gefährdet sieht. Dem würden andere vielleicht entgegen halten, dass ja auch Männer und besonders auch Frauen unter der rigiden Binarität der Geschlechtseinteilung leiden, die der Genderstern aufbrechen will. Das ausdiskutieren, überlasse ich lieber den Genderexpert*innen.

Als Argument ad absurdum wird von Pusch noch angeführt, dass man ja sonst auch Menschen mit Migrationshintergrund orthographisch repräsentieren könnte, die seien ja ein viel größerer Anteil der Bevölkerung, und werden auch häufig ignoriert. Tatsächlich aber könnte der Genderstern ja durchaus auch ganz weit aufgefasst werden, als symbolisches Signal, dass der Sprecher kurz darüber nachgedacht hat, wer da alles angesprochen werden sollte. Rein grammatisch wird so oder so, wie ursprünglich von feministischer Seite intendiert, zunächst das maskuline und feminine grammatische Genus vermittelt. Wenn der orthographische Genderstern mit zusätzlichen Bedeutungen aufgeladen wird, gefährdet das also gar nicht das bisher erreichte, und könnte stereotypen Schlüssen über Genderbinarität, aber vielleicht auch anderen Formen von Bias entgegenwirken, ob nun rassistische oder solche über sexuelle Präferenz.

Dass wir in Stellenausschreibungen und ähnlichen Textformen keinen Zweifel lassen wollen, dass alle gemeint sind, hat auch mit gesellschaftlichem Eigeninteresse zu tun, weil wir nur so das ganze Potential unsere Gesellschaft ausschöpfen können. Als Immigrant in Kanada fällt mir auf, dass Uğur Şahin, der mit vier nach Deutschland emigrierte, und Özlem Türeci, die in Deutschland geboren ist, in Deutschland oft zuerst als Türken bezeichnet werden. In Kanada wäre das ganz anders, da würde man es sich niemals nehmen lassen, eine solche Erfolgsgeschichte dem Heimatteam zuzuschreiben, auch in der Wortwahl. In Grammatiken des deutschen kommen Männer und Frauennamen oft paritätisch in den Beispielen vor, die zwanzig Prozent in Deutschland mit Migrationshintergrund bleiben unsichtbar. Das ist bei linguistischen Beispielsätzen so üblich, leider auch in meinen Arbeiten. Wer glaubt, dass das das gar nichts über uns und über unsere innere Welt aussagt, und wer glaubt, dass der generelle Mangel an Repräsentation keinen Effekt hat auf die Ayşes und Fuads aus meiner Schulzeit hatte, macht sich meiner Meinung nach etwas vor. Den orthographischen Genderstern als Signal zu verstehen, dass man die Interpretation der Nominalphrase doch bitte der ganzen Bandbreite der Realität anpassen sollte, ist vielleicht nicht wünschenswert. Zumindest wenn wir uns entscheiden, dass es uns hier eben nur um die Sichtbarmachung der Gendervielfalt gehen soll. Absurd aber wäre es gar nicht.

In der Trigonometrie lernt man früh, sich kein prototypisches gleichseitiges Dreieck aufs Blatt zu malen, außer wenn in der Aufgabenstellung ausdrücklich von einem die Rede ist. Denn sonst läuft man Gefahr, die besonderen Eigenschaften der Skizze bei der Problemlösung zu verwenden, und so zu Fehlschlüssen zu gelangen. Diese Weisheit lässt sich auf alle Lebenslagen übertragen. Wenn jemand fragt, ob ein Doktor an Bord ist, denken wir nämlich vielleicht doch zunächst mal an einen Mann. Das Gendern wird der Diskriminierung zwar kein Ende bereiten, als kleine Denkhilfe kann es uns aber

durchaus darin unterstützen, diskriminierende Fehlschlüsse zu vermeiden. Der Genderstern kann uns daran erinnern, dass das Dreieck nicht gleichseitig sein muss.

Manipulation und Genderzwang von oben?

Die Debatte zum Gendern zeichnet sich vor allem durch emotionale Leidenschaft aus, weniger durch die Qualität der Argumente, vor allem der linguistischen. Das ist aber besonders auf der Genderkritischen Seite so. Viele Artikel, die sich gegen das Gendern wenden, taugen eigentlich nur als überspitzte Karikaturen ihrer selbst. Immer wieder wird die gleiche Litanei von Scheinargumenten unhinterfragt runtergebetet, immer wieder werden den Befürwortern die gleichen unredlichen Methoden und ideologischen Ziele unterstellt, bevor man dann oft verschwörungstheoretisch bei Orwell oder auch gleich bei Goebbels landet.

Das steht im klaren Kontrast zu den meisten Einlassungen auf der Gegenseite. Es gibt nämlich in Deutschland gar keine Armeen von postfeministischen Aktivist*innen, deren Agenda es ist, uns vorzuschreiben, wie wir zu sprechen und zu denken haben. Radikalere Ansichten zum Thema, wie der Ruf danach Texte komplett durchzugendern, oder generisch gebrauchte Maskulina ganz und gar auszumerzen, haben außer in den Verfolgungsphantasien der Kritiker kaum Einfluss auf die Debatte. Und schon gar nicht auf die mittlerweile längst mitten in der Gesellschaft angekommenen Genderpraktiken. Einflussreiche Arbeiten die für das Gendern argumentieren, wie Helga Kotthoffs und Damaris Nüblings wunderbare und sehr differenzierte Einführung in die Genderlinguistik, oder Henning Lobin's Schriften zum Thema Gendern, zeichnen sich durch ihre unaufgeregte Sachlichkeit aus (vom reißerischen Titel von Henning Lobin's Buch zum „Sprachkampf“ einmal abgesehen).

Entgegen der scheinbar landläufigen Meinung operieren auch weder das Institut für Deutsche Sprache noch die Dudenreaktion am offenen Herzen der Deutschen Grammatik. In Wirklichkeit beschreiben diese bisher einfach nur, wie sich der Sprachgebrauch gerade wandelt. Anders als die Académie Française, die tatsächlich allerlei Vorschriften machen will und das Gendern verbietet (so wie es auch die Hamburger CDU fordert). Ob individuelle Dozenten es in ihren Veranstaltungen von ihren Studenten genderte Texte einfordern dürfen, wie hier und da berichtet wird, bedarf sicher einer Diskussion. Das Gendern ‚von oben‘ kommt ist aber ein Mythos. Verschiedene Hochschulen in Deutschland empfehlen in amtlichen Texten wie Stellenausschreibungen und Rundschreiben zu Gendern, aber entgegen vieler Darstellungen wird meines Wissens niemand von Universitäten dazu gezwungen, in eigenen Texten zu gendern, und dazu haben diese (sollte man hoffen) auch gar nicht das Recht.

Was macht man aber gegen die oft überzogenen Alarmmeldungen, und zuweilen durchaus aufwühlenden Aufrufe zur Verteidigung der deutschen Sprache oder gar der Freiheit? Wie verhindert man es, sich am Nasenring der Empörung wie ein Ochse über den Markt schleifen zu lassen? Ein rechtslastiges „Netzwerk für Wissenschaftsfreiheit“ benutzt die Genderaufregung als Rekrutierungsinstrument. Auch die AFD wittert bereits Beute. Die beste Reaktion ist: umblättern, umschalten, „unfollow“-en, oder wie es auch heißen mag. Wer sich allzu sehr über das Gendern aufregt, will sich vermutlich auch sonst lieber mit Strohfeuern als mit echten Problemen befassen. Und wenn auf der anderen Seite doch mal jemand allzu didaktisch und triumphierend mit seinem Gendern posiert, so darf man auch hier getrost „unfollow“ klicken. Vermutlich sind das die Gleichen, die uns schon seit Jahren mit ihrer „Humbraggerei“ unseren „Social Feed“ verleiden.

Es wird derzeit immer klarer, dass uns die Generation unserer Enkel*innen einmal unangenehme Fragen stellen könnte. Die Frage, wie wir uns denn damals zum Gendern gestellt haben, wird wohl nicht darunter sein.

Sexistische Genusverwirrung?

Hier noch ein linguistischer Expertentipp: Sofort abschalten dürfen Sie auch, wenn jemand wieder mal darüber doziert, dass es ja ein Denkfehler sei, Genus und Sexus zu verwechseln. Diese Leute, die darüber verwirrt sind, ob Teller männlich und Gabeln weiblich sind, die gibt es nämlich gar nicht, außer vielleicht wenn jemand polemisch überspitzen möchte. Umstritten ist allein, ob die Verwendung des grammatischen Maskulinums in der Tendenz dazu führt, dass wir eher an männliche Individuen denken.

Eine wichtige Frage müssen wir aber stellen: Ist es vielleicht kontraproduktiv über den Umweg des grammatischen Genus Geschlecht sichtbar zu machen? Werden dadurch Gender-Stereotype nicht erst evoziert oder noch verstärkt? Hier gehen die Meinungen auseinander. Der Vergleich mit dem Englischen, wo gender-spezifische Bezeichnungen (e.g. actress) heute eher vermieden werden, greift aber zu kurz.

Im Englischen gibt es nun mal kein grammatisches Gender. Genderbias gibt es nachweislich trotzdem, zumindest bei Bezeichnungen wie ‚doctor‘, wo auch im anglophonen Sprachraum traditionell eher Männer gemeint waren. Inwiefern das grammatische Maskulinum im Deutschen nun solche Assoziationen verstärkt oder vielleicht sogar hervorruft, ist noch kontrovers, obwohl es durchaus ernstzunehmende Studien gibt, die solche zusätzlichen grammatischen Effekte gefunden haben.

Anders als im Englischen erlaubt uns das Genus im Deutschen aber auch, unseren vorgefassten Vorstellungen vom Geschlecht systematisch entgegenzuwirken, und es gibt sehr klare Evidenz, dass dass Gendern darin erfolgreich ist.

Kritiker behaupten nun, dass Gendern aber umgekehrt dazu führt, dass das biologische Geschlecht samt den assoziierten Vorurteilen überhaupt erst in den Diskurs eingeführt wird, und somit selbst sexistisch ist. Dafür gibt es zwar, so weit ich weiß, bislang keine Evidenz aus der Forschung, es ist aber ein Einwand, den es ernst zu nehmen gilt.

Der Sprachgebrauch wird es richten

Als Sprachwissenschaftler*in weiß man, dass sich sprachlich nur durchsetzen kann, was grammatisch sinnvoll ist, das ergibt sich schon aus der Ökonomie des Sprachgebrauchs und Spracherwerbs. So behauptet es zumindest die Sprachwissenschaft, und so würde wohl auch Peter Eisenberg in anderen Kontexten argumentieren. Man sollte also eigentlich ganz gelassen bleiben, und den Dingen ihren Lauf lassen.

Der Genderstern verbreitet sich nun aber immer mehr, und hat sogar hier und da in Nachrichten- und Talkshowsendungen Einzug gehalten—eigentlich ein sicheres Zeichen, dass er mit dem Sprachsystem im Einklang steht. Dieser offensichtliche Erfolg der Genderfuge muss natürlich sehr verwirrend sein, wenn man wie Eisenberg aber doch das Gefühl hat, dass sie gar keinen Sinn macht. Die Sparform der Genderfuge scheint sich aber bewährt und vielerorts eingebürgert zu haben. Sie ist Teil des Repertoires von Mitteln, die viele nutzen, um mit Vorurteilen behaftete Formulierungen zu vermeiden. Sie kommt zum Beispiel dann zum Einsatz, wenn andere Strategien, wie die Verwendung von Partizipien (Studierende) oder Vermeidungsstrategien, nicht gut klingen oder zu unpersönlich wirken.

Man muss auch gar nicht immer und überall gendern. In gewissen Textformen und Kontexten liegt es nahe. An anderer Stelle sind vielleicht Überlegungen des Leseflusses oder ästhetische Fragen wichtiger. Es macht eigentlich auch nur wirklich Sinn am Ende von sogenannten referierenden

Ausdrücken. „Der Bürgermeister“ referiert auf eine Person. Der Wortstamm ‚Bürgermeister‘ selbst ist dabei der Name eines Konzeptes, das wir benutzen, um die richtige(n) Person oder Personen zu identifizieren. Die „Bürger“ kommen darin nur indirekt vor, können deshalb auch nicht mit einem Pronomen aufgegriffen werden. Wer sagt: „Der Bürgermeister kommt, sie haben ihn ja gewählt.“ hofft vergeblich, dass sich ‚sie‘ auf die Bürger zurückbeziehen kann—diese sind nämlich vom Wort Bürgermeister gar nicht in den Diskurs eingeführt worden.

Insofern macht es Sinn zu sagen: „Bürgermeister*in“, zumindest wenn das Geschlecht der Person, auf die referiert ist, unbekannt ist, oder offen gehalten werden soll. Aber Bürger*innenmeister*innen klingt einigermaßen beknackt. Genau wie auch eine voll ausformulierte Koordination innerhalb des Wortstammes seltsam ist: „Der Bürger- und Bürgerinnenmeister“, eben weil die Bürger hier gar keine direkte Rolle spielen. Sucht man nach solchen Extremformen von Gendering im Internet, stellt man fest, dass sie hauptsächlich in Beiträgen gegen das Gendern benutzt werden, um die Absurdität des Genderns zu illustrieren.

Aber wer redet denn so, außer den Genderkritiker*innen, wenn sie hämisch sein wollen? Oder vielleicht auch mal ein Genderbefürworter, der pointiert das Gendern auf die Spitze treiben will? So etwas wird wohl kaum Usus werden. Wer unbedingt auch innerhalb solcher sogenannter Komposita gender-inklusive sein will, muss andere Strategien wählen, wie „Studierendenvertretung“. aber das wird nicht immer klappen, und es ist vielleicht auch einfach nicht notwendig. Man muss in einem Text auch nicht gleich alle maskulinen Ausdrücke, die sich tatsächlich Personen einführen, verändern. Wer hier und da in einem Text gendert, erzielt vermutlich bereits den intendierten Effekt.

Vielleicht ist es also doch nicht das Ende der Welt, wenn meine Uni oder mein Fußballclub Rundschreiben oder Satzungen mit Genderfugen anfertigen. Ob, und in welchen Kontexten, sich die Genderfuge durchsetzt, wird sich erst noch zeigen. Auch welche Schreibung der Genderfuge sich durchsetzen wird, ist noch nicht abzusehen. Wem die derzeitigen orthographischen Möglichkeiten zu sehr aus dem Schriftbild purzeln, könnte vielleicht noch das 1902 abgeschaffte Trema in Erwägung ziehen, mit dem früher nebeneinanderstehende Vokale auseinandergehalten wurden (z.B. „Koördination“). Auch bei solchen sogenannten „Hiaten“ gibt es oft einen Knacklaut. Wenn Autorinnen so dem Genderbias mit einem kooptierten orthographischen Werkzeug aus der Kaiserzeit entgegenträten, könnte das vielleicht über alle Lager hinweg genug kognitive Dissonanz auslösen, um eine längst überfällige Entpolitisierung der Genderfuge einzuleiten.

Wie sehr die Genderfuge nämlich zum Stein oder vielmehr Stern des Anstoßes wird, liegt allein an den Absichten, die wir uns gegenseitig unterstellen. „Liebe Leser, Liebe Leserinnen“—an solche Formulierungen haben wir uns längst gewöhnt. Die Frage, ob das grammatisch oder orthographisch korrekt ist, stellen wir hier gar nicht. Wenn ich so anfangs, unterstellt mir niemand genderideologische Manipulation. Noch wird mir umgekehrt jemand vorwerfen, damit anderen patriarchalisch die Tür aufhalten zu wollen. Vermutlich wird es kaum bemerkt. Außer natürlich, dass damit eindeutig wird, dass auch Frauen angesprochen sind.

Die Genderfuge ist eine Kurzform ebensolcher Formulierungen. Auch den Eisenbergs unter uns muss sie keinen Zacken abbrechen. Ausgesprochen wirkt sie wie ein kaum merkliches Innehalten im Sprachfluss. Ein symbolisches Gegenstück zum Augenkontakt mit den Menschen im Raum. Ein kurzes Bewusstwerden darüber, wen ich anspreche, oder auf wen genau ich mich da beziehe. Ich persönlich finde das Gendern gut, und in gewissen Kontexten sogar wichtig. Aber gewöhnungsbedürftig ist es schon. Und ich kann verstehen, wenn jemand Gendern nicht toll findet. Man muss es gar nicht wollen. Man muss es auch nicht mögen. Noch sollte man es müssen. Mann, Frau, und andere sollten es aber gut finden dürfen, befürworten dürfen, und, ja, sogar tun dürfen. Wir können es ruhig einfach mal knacken lassen.